

Frank Posiadly

Die Stille

nach dem Tod

Kriminalroman

Frank Posiadly
Die Stille nach dem Tod
Kriminalroman
1. Auflage 2016

ISBN 978-3-86412-098,5
© Leda-Verlag. Alle Rechte vorbehalten
Leda-Verlag, Rathausstraße 23, D-26789 Leer
info@leda-verlag.de
www.leda-verlag.de

Druck und Bindung: cpibooks

Titelillustration: Jutta Berend



1.

Die Tür geht ganz leicht und leise auf. Kein Geräusch, außer dem seines Herzens, das schnell schlägt. Aber das kann nur er hören. Er hält inne und horcht in die Stille. In der Küche läuft ein Wasserhahn. Wahrscheinlich füllt sie einen Topf. Vielleicht, um Nudeln oder Kartoffeln aufzusetzen. Er schließt die Tür ganz langsam wieder. Es ist ein aufregendes Gefühl, in der Wohnung zu sein und zu wissen, dass sie es nicht weiß. Er könnte jeden Moment die Küche betreten. Dann würde sie ihn sehen. Aber das will er nicht.

Er sieht sich im Flur um. An der Garderobe hängen noch die Winterjacken, obwohl es nicht mehr lang bis Ostern ist. Kein Wunder, denn es ist für die Jahreszeit noch viel zu kalt. Vergangene Woche hat es sogar noch einmal Schnee gegeben. Dicke, schwere Flocken, die geschmolzen sind, sobald sie zu Boden gefallen waren. Da hat er mit ihr an der Bushaltestelle gestanden. Direkt neben ihr. Er hätte seinen Arm nur ein wenig ausstrecken müssen, um sie zu berühren. Im Bus hat er sich dann hinter sie gesetzt. Er muss lächeln. Sie beide sehen die Welt mit so unterschiedlichen Augen.

Mit einem Papiertuch wischt er die Türklinke ab, zieht sich die Schuhe aus und stellt sie zu den anderen in die Ablage. Sie sind nass, und er will keinen Dreck in die Wohnung tragen. Das gehört sich nicht. Während er sich die dünnen Latexhandschuhe überstreift, schaut er sich aufmerksam um. Der Flur wirkt unaufgeräumt. Aber es ist auch schwer, in einer so kleinen Wohnung Ordnung zu halten.

Als er in der Morgendämmerung ihrem Kleintransporter zum Blumenmarkt gefolgt ist, war er immer noch nicht ganz entschieden. Er hat mit dem Gedanken gespielt, abzubrechen und es sich für einen anderen Tag aufzusparen. Das hat er schon häufiger gemacht. Müsste er den Moment benennen, in dem die Entscheidung gefallen ist, die Grenze zu überschreiten – er könnte es nicht. Vielleicht gibt es auch gar

keinen Entschluss, sondern nur eine sich selbst fortsetzende Folge von Handlungen. Wie etwa den Strauß gelber Tulpen bei ihr zu kaufen. Das hat er nicht wegen der Blumen getan, aus denen er sich nicht viel macht. Es ging ihm um den Klang der altmodischen Türklingel und ihre Stimme, die voll und ein wenig rau ist. Er hört es gerne, wenn sie spricht. Vielleicht war es dieser besondere Klang ihrer Stimme, der ihn dazu bewogen hat, den nächsten Schritt zu tun.

Die Geräusche in der Küche verstummen. Er erstarrt. Es wäre ganz leicht, die Schuhe zu nehmen und wieder zu verschwinden. Dann wäre alles genau wie vorher. Nichts wäre geschehen, und sie würde nie erfahren, dass er hier gewesen ist. Aber nun, nachdem er die Türschwelle überschritten hat, will er nicht mehr zurück.

Er hat sich so häufig ausgemalt, wie es sein würde. Und nun ist alles ganz anders. Obwohl er sie nicht sehen kann, spürt er ihre Nähe. Jeden Moment könnte sie in den Flur kommen und ihn entdecken. Die Ungewissheit versetzt ihn in Aufruhr.

Als er die Kühlschranktür und anschließend das Klopfen eines Messers auf einem Holzbrett hört, ist er fast ein wenig enttäuscht. Es reicht ihm nicht mehr, im Flur herzustehen. Er geht an der offenen Badezimmertür vorüber und bleibt vor der Küchentür stehen. Sie ist angelehnt. Er schaut durch den Spalt und sieht einen Küchentisch aus hellem Holz mit einem Stuhl davor. Sie selbst kann er nicht sehen, nur hören. Als sie anfängt, ein Lied zu summen, kann er sein Glück nicht fassen. Er hat sich alles Mögliche vorgestellt, aber nicht, dass sie für ihn singen würde. Eine einfache Melodie, die sie wiederholt, dabei ein wenig variiert, um dann ohne Übergang zu einem anderen Lied zu wechseln. Er hofft inständig, dass sie weitermacht. Jetzt weiß er, dass er sich ganz von seinem Gefühl leiten lassen kann.

Er öffnet die Tür und lässt die Szene auf sich wirken. Sie steht mit dem Rücken zu ihm. Er mag ihr Haar. Das hat ihm gleich gefallen. Es ist lang und dunkel und ganz glatt. Sie hat runde Schultern, die kräftig wirken, und eher kurze Beine, was

ihn keinesfalls stört. In ihren Bewegungen liegt eine gewisse Unbeholfenheit.

Eine Weile bleibt er noch stehen und genießt ihre Ahnungslosigkeit. Dann tritt er hinter sie. Sie hat ihn noch immer nicht bemerkt. Er hört auf zu denken und spürt die unermessliche Bedeutsamkeit dieses Augenblicks. Einem Impuls folgend, greift er nach dem schmalen, hohen Spaghettiglas auf dem Tisch. Vielleicht hat sie die Bewegung aus dem Augenwinkel wahrgenommen, denn nun dreht sie sich um. In ihren braunen Augen sieht er ungläubige Überraschung.

2.

Jemand hatte ihr einmal erzählt, dass es so etwas wie ein Zellgedächtnis geben sollte. Polizeimeisterin Nele Hagen wusste nicht, was sie davon halten sollte. Es kam ihr unwahrscheinlich vor, dass Zellen sich erinnern können. Als sie aber jetzt so schnell sie konnte die zwei Treppen hinauf rannte, dem weinenden Jungen in die Küche folgte und atemlos vor der Frau stand, war auf einmal wie aus dem Nichts dieses Gefühl fassungslosen Erstaunens von damals wieder da. Es war so greifbar lebendig, dass sie den Impuls verspürte, an sich herabzuschauen, ob Blut aus ihrer Uniformjacke hervortreten würde.

Sie beugte sich zu der Frau hinunter, um mit sanftem Druck Mittel- und Ringfinger an ihren Hals zu legen. Sie hielt den Atem an und spürte ein schwaches Pochen unter ihren Fingerspitzen. Ihr eigenes Herz raste.

»Können Sie mich hören?«

Keine Reaktion. Von der Straße her drang das Geräusch einer Sirene herauf.

»Hast du einen Krankenwagen gerufen?«

Der Junge nickte. Er war acht oder neun Jahre alt. Da sie selbst keine Kinder hatte, fühlte sie sich beim Einschätzen des Alters unsicher.

»Ist das deine Mutter?«

»Ja.«

Unten wurde die Haustür aufgedrückt. Schritte ertönten aus dem Treppenhaus.

»Hier oben, zweiter Stock!«, schrie sie.

Der Junge stand immer noch neben ihr. Er schwankte leicht. Sie schaute wieder auf die Frau hinunter, die auf dem Boden lag. Die Frau hatte eine Platzwunde auf der Stirn. Ihr dunkles Haar war zu einem Fächer ausgebreitet, der auf einem See aus Blut schwamm, das aus einer zweiten Wunde austrat, die wohl am Hinterkopf lag.

»Gehst du bitte in dein Zimmer?«

Der Junge schüttelte den Kopf. Vom Flur her drang Poltern.

»Schnell, hier in der Küche!«

Ein Notarzt und zwei Rettungssanitäter stürmten den kleinen Raum.

»Nicht ansprechbare Person mit stark blutender Kopfverletzung.«

»Verstanden. Wir übernehmen!«

Sie stand rasch auf, um dem Notarzt Platz zu machen. Das Kind starrte mit bleichem Gesicht seine Mutter an. Nele zog den Jungen zu sich und drückte ihn an ihren Körper. »Es wird alles wieder gut!«

Der Junge presste sein Gesicht an ihren Bauch.

Sie nahm seinen Kopf sanft zwischen ihre Hände und sah ihm in die Augen. »Wir gehen jetzt in dein Zimmer, damit die Männer deiner Mutter helfen können. Zeigst du mir den Weg?«

Der Junge nickte.

»Wie heißt du?«

»Tom.«

»Ich bin Nele.« Sie nahm den Jungen an die Hand und ging mit ihm in den Flur. Hinter einer halb geöffneten Tür wurde Kinderspielzeug sichtbar. Nele Hagen schob die Tür auf, doch als sie ihn in sein Zimmer bugsieren wollte, versteifte er sich. Sofort war sie wütend. Sie wollte den Jungen doch nur von dem Geschehen fernhalten, ihn in eine sichere Umgebung schaffen, und sie hatte nicht alle Zeit der Welt, um das zu tun! Doch dann sah sie die Angst in seinem Gesicht.

»Ist da jemand drin in deinem Zimmer?« Sie sprach sehr leise.

Tom schaute sie mit schreckgeweiteten Augen an.

Nele legte einen Finger auf die Lippen, griff mit der linken Hand an ihre Hüfte und knöpfte das Lederholster an ihrem Gürtel auf. Dann machte sie dem Kind ein Zeichen, von der Tür zurückzutreten. Ihr Puls beschleunigte sich, und ihr Atem wurde schneller. Von drüben hörte sie die Anweisungen des Arztes und die Entgegnungen der Rettungsassistenten.

Keine Geräusche aus dem Kinderzimmer, soweit sie das beurteilen konnte. Sie holte tief Luft, trat, die Hand auf dem kühlen Metall der Waffe ruhend, zwei rasche Schritte in das Zimmer.

Da war niemand, doch hinter der Tür gab es einen toten Winkel. Vorsichtig beugte sie sich so weit nach vorn, dass sie ihn einsehen konnte.

Die Spannung wich aus ihrem Körper. Sie blieb einen Moment stehen, bis sich ihr Atem beruhigte, knöpfte das Holster wieder zu und trat dann in den Flur hinaus. »Kannst du mir sagen, was hier passiert ist, Tom?«

Der Junge schüttelte den Kopf. Dabei starrte er auf ihre Hände.

Sie folgte seinem Blick und drehte ihre Handflächen nach oben. Im Daumenballen ihrer linken Hand steckte eine Scherbe. Blut tropfte auf ihren Schuh und auf die Holzdielen. Den Schnitt musste sie sich zugezogen haben, als sie bei der Frau gekniet hatte. Dort in der Küche war ein schweres Spaghettiglas zu Bruch gegangen. »Wartest du hier kurz, Tom?«

»Ja.«

Sie ging in die Küche, wo die Sanitäter die Verletzte auf eine Trage hievt. Der Arzt hatte ihr eine Sauerstoffmaske über Mund und Nase gelegt und hielt die Infusionsflasche hoch, während seine Helfer gemeinsam die Trage anhoben. Mit der anderen Hand griff der Mediziner, ein kräftiger Mann mit kurzen, dunklen Locken, der nicht viel älter als dreißig sein konnte, nach dem Notfallrucksack.

»Wird sie es schaffen?«

»Fragen Sie in zwei Stunden noch mal.« Der Arzt zwängte sich mit den Sanitätern und der Trage durch die Tür nach draußen. »Und lassen Sie sich Ihre Hand verarzten!«

Sie hörte, wie sich die Schritte entfernten. Plötzlich war es ganz still in der Wohnung. Der süßliche Geruch von Blut lag in der Luft und vermischte sich mit dem Duft der Tomatensauce, die auf dem Herd blubberte. Sie nahm die Pfanne von der Flamme und stellte den Herd aus. In der Blutlache auf dem

Boden lagen die Glasscherben. Die darin verteilten Spaghetti sahen aus, als hätte ein Kind dort Mikado spielen wollen. Sie zog sich den Splitter mit einem beherzten Ruck aus ihrer Hand, spülte sich das Blut, von dem sie nicht wusste, ob es ausschließlich von ihr oder auch von der Frau stammte, von der Haut, riss ein Haushaltstuch von der Rolle über dem Herd und drückte es auf die Wunde.

»Spinnst du?«

Sie drehte sich um. In der Tür stand Rüdiger Fleischmann. Er ging auf die fünfzig zu und hatte vor mindestens fünfzehn Jahren aufgehört, sich fit zu halten.

»Was hätte ich denn tun sollen?«

»Auf mich warten!«

»Hier lag eine Schwerverletzte!«

»Für die der RTW zuständig ist.«

»Der war aber noch nicht da.«

»Wenn wir einen Einsatz bekommen, bleiben wir zusammen. Niemand geht allein in so eine Wohnung!« Fleischmann sah sich um. »Was war hier überhaupt los?«

»Eine Frau, bewusstlos, mit stark blutender Kopfverletzung.«

»Und wenn hier noch jemand gewesen wäre, hättest du jetzt daneben liegen können.«

Sie sagte nichts.

»Gerade du solltest das wissen.«

Tom betrat die Küche. Fleischmann ging zu ihm. »Hast du jemanden, der auf dich aufpassen kann?«

Der Junge sah hilfeschend zu ihr.

»Oma oder Opa? Eine Tante?«, fragte Fleischmann ungehört.

Tom schaute den Polizisten an und schüttelte den Kopf.

»Worauf wartest du dann noch?«, blaffte Fleischmann sie an. »Ruf den Kindernotdienst!«

Tom traten die Tränen in die Augen.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Keine Angst. Das sind ganz nette Leute. Die sorgen dafür, dass sich jemand um dich kümmert, solange deine Mama im Krankenhaus ist.«

»Ich kann alleine hier bleiben und selbst auf mich aufpassen.«
»Ich glaube nicht, dass das geht.« Sie sah ihn mitfühlend an.
Tom konnte seinen Blick nicht von der Blutlache lösen.
»Warst du hier, als das passiert ist?«, fragte sie.
Ein kurzes Zögern. »Nein.«
»Nicht?«
»Ich war in der Schule, und als ich wiedergekommen bin,
lag Mama da.«
»Dann wollte sie wohl gerade Mittag kochen.«
»Ja.«
»Weißt du was? Wir gehen am besten mal in dein Zimmer
und packen eine Tasche für dich.« Weil Tom nicht reagierte,
schob sie ihn mit sachtem Druck zur Tür.
Tom verließ die Küche. Es wirkte, als ob er dabei nicht
seinem Willen, sondern einem physikalischen Gesetz gehor-
chen würde.
Sie folgte ihm.
»Beeilt euch, ja?«, rief Fleischmann ihr hinterher. »Wir
wollen hier zügig wieder abziehen.«
Sie ging zu ihm zurück. »Moment mal – geht das nicht an
die Kripo?«
»Quatsch! Die Frau hat das Spaghettiglas vom Schrank
geholt. Dabei ist es ihr auf den Kopf gefallen. Ein Haushalts-
unfall.«
»Wie willst du das wissen?«
»Da sind die Scherben, da der Topf mit dem Nudelwasser.«
Er stieg auf einen Stuhl und fuhr mit dem Finger über den
Oberschrank. »Staub. Aber nicht da, wo das Glas stand.«
Sie zögerte.
»Oder meinst du, der Junge hat es sich geschnappt und ihr
an den Kopf geworfen?«
»Sehr lustig.«
»Humor hilft. Solltest du auch mal probieren.« Fleisch-
mann stieg ungenau vom Stuhl und schaute ungeduldig auf
die Uhr. Den Bericht würden sie vor Schichtende nicht mehr
fertigkriegen. Er ging in den Flur. »Da war keiner dran. Aber

vielleicht bin ich auch nur blind oder ein Anfänger«, rief er
zu ihr herüber.

Sie ging ihm hinterher. Fleischmann stand an der Haustür
und zeigte vorwurfsvoll auf das Schloss. Nele bückte sich und
sah es sich an. Die Tür wies keine offensichtlichen Schäden
auf.

Tom kam aus seinem Zimmer und beobachtete die beiden.
Fleischmann atmete geräuschvoll aus und ging wieder in die
Küche.

Ihr Blick fiel auf das Schuhregal. Da standen Kinderschuhe.
Neben dem Regal war eine Schuhabtropfschale, die mit einem
vom Regenwasser feuchten Aufnehmer ausgelegt war. Sie
hatte das Gefühl, dass da irgendetwas nicht stimmte, konnte
aber nicht sagen, was.

»Hier!«, rief Fleischmann.

Sie ging zu ihm in die Küche. Tom folgte ihr wie ein Schat-
ten.

Fleischmann knallte das Portemonnaie, das er aus der Hand-
tasche geholt hatte, auf den Esstisch. »Da sind gut hundert
Euro drin. Ein Dieb hätte die wohl kaum hier liegen gelassen.«
Er wandte sich an Tom. »Lebt dein Papa auch hier?«

Tom schüttelte den Kopf.

»Kommt er manchmal zu Besuch?«

Abermaliges Kopfschütteln.

»Hat deine Mama einen Freund?«

»Nein.«

Fleischmann trat an Nele Hagen heran. Zu nah, wie sie
fand. »Kein Einbruch, keine häusliche Gewalt. Noch Fragen,
Miss Marple?«

Sie schwieg.

Plötzlich lief der Junge aus der Wohnung.

Fleischmann sah sie auffordernd an. »Der Kleine ist dein
Zuständigkeitsbereich.«

»Seit wann?«

Der Kollege verzog das Gesicht. »Ist einfach nicht mein
Ding.«

Sie fand Tom vor der Tür der Nachbarwohnung.

»Ich kann bei Dennis bleiben«, verkündete er, »er passt oft auf mich auf.« Tom klingelte. Als niemand öffnete, setzte er sich auf die Treppenstufen.

»Was hast du vor?«

»Ich warte hier auf ihn.«

»Das geht nicht. Wir wissen doch gar nicht, wann er wiederkommt.«

»Dann rufen wir an.« Tom sprang auf und rannte in die Wohnung.

Sie folgte ihm in die Küche, wo er wie gelähmt vor der roten Lache stehen blieb, unfähig, seinen Blick von dem Blut zu lösen. »Komm«, sagte sie und zog ihn zurück in den Flur.

»Wir brauchen die Nummer!«, protestierte er.

»Sag mir einfach, wo ich sie finde.«

»Am Kühlschrank.«

»Dann hole ich den Zettel und du gehst schon mal in dein Zimmer.«

Es wunderte Nele nicht im Geringsten, dass er blieb, wo er war. Sie nahm den Zettel mit der Nummer, der unter einem Kühlschrankmagneten in der Form einer Sonnenblume klemmte, und ging damit zurück in den Flur. »Du kannst nur hierbleiben, wenn er sofort kommt. Aber selbst dann muss ich mit dem Kindernotdienst telefonieren. Die entscheiden dann, wie es weitergeht.«

Sie wählte die Handynummer von Dennis Meinl und wurde von einer mechanisch klingenden Stimme darüber informiert, dass der Teilnehmer nicht erreichbar war. Als sie es auf dem Festnetz probierte, hörte sie es in der Nachbarwohnung klingeln. »Das wird nichts. Wir gehen jetzt in dein Zimmer und packen eine Tasche für dich. Weißt du schon, was du mitnehmen willst?«

Tom wusste es nicht und machte auch keine Anstalten, es sich zu überlegen. Also begann sie für ihn zu packen.

»Lass das!« Tom riss ihr die Tasche aus der Hand, kippte sie aus und schlich in einem Tempo durchs Zimmer, das ihre

Geduld auf eine harte Probe stellte. Spielfiguren, ein dicker Haufen Sammelkarten und ein seltsam unförmiges Stofftier landeten in der Tasche. Sie zeigte so lange auf die Wechselkleidung und den Schlafanzug, die sie für ihn zusammengesucht hatte, bis er sie schließlich ebenfalls hineinstopfte. Zuletzt kam noch ein Handy dazu. Kein ganz neues Modell, das er aber mit großer Sorgfalt obenauf legte. Ein zerbrechlicher Schatz, dem nichts passieren durfte.

Nele kam sich wie ein Monster vor, als sie ihn wenig später unter Geschrei aus der Wohnung zerrte.

Fleischmann redete den ganzen Weg bis zum Revier nicht mehr mit ihr. Er war schlecht gelaunt und gab sich keine Mühe, das zu verbergen. Er war ein alter, sturer Gaul. Einmal auf dem Weg zum Stall, ließ er sich durch nichts mehr vom Weg abbringen. Aber mehr noch als auf ihn war Nele auf sich selbst wütend. Sie hatte sich von ihm plattreden lassen, obwohl sie immer noch davon überzeugt war, dass sie die Kripo hätten einschalten müssen. Aber was sollte sie ihm auch entgegensetzen? Weibliche Intuition?

Manchmal mochte sie ihren Job nicht besonders.

3.

Das AK Barmbek war mit seinen sechzig Klinkerpavillons, dem eigenen Wasserturm und dem Heizkraftwerk wie eine Stadt in der Stadt gewesen, bevor man es durch den in Glasoptik gehaltenen Koloss ersetzt hatte. Nele Hagen trug die Tasche des Jungen, als sie auf den modernen Großbau zuschritten. Es war weiß Gott nicht ihre Idee gewesen, mit ihm hierher zu kommen. Aber er hatte einfach keine Ruhe gegeben. Immer wieder hatte er behauptet, dass sie ihn anlog, wenn sie ihm sagte, dass es seiner Mutter gut ginge. Und er hatte ja auch recht. Julia Siems ging es nicht gut. Aber sie lebte. Das war es, was sie ihm eigentlich sagen wollte. Doch selbst das glaubte er ihr nicht mehr. Dabei hatte er doch neben ihr gestanden, als sie mit der Ärztin telefonierte hatte.

Sie setzte Tom auf eines der schicken Sitzelemente, die sich in der lichtdurchfluteten Eingangshalle alle Mühe gaben, eine entspannte Lounge-Atmosphäre zu verbreiten. Aber Nele war alles andere als entspannt. Sie hätte es begrüßt, wenn sich jemand vom Kinderdienst hätte blicken lassen. Immerhin hatte sie die Adresse einer Pflegefamilie bekommen, zu der sie Tom bringen konnte, wenn sie hier wieder raus waren. Sie würde froh sein, ihn in ihre Hände zu übergeben. Es waren vermutlich kompetentere als ihre. Nele wies ihn an, zu warten, und ging zum Pförtner, einem missmutigen Mann um die sechzig mit aufgeschwemmtem Gesicht. Während er mit matter Stimme ihren Besuch auf der Intensivstation ankündigte, blickte sie zu Tom hinüber. Der Junge saß da wie ein Vogel, der aus dem Nest gefallen war.

»Komm!«

Der Intensivbereich mit seinen drei Stationen lag im hinteren Teil der Halle. Akkurat beschnittene Bäumchen, die unter dem Glasdach gediehen, säumten ihren Weg. Aber dafür hatte sie kein Auge. Sie wollte das alles hier so schnell wie möglich hinter sich bringen. Tom musste laufen, um mit ihr Schritt zu halten.

Als sie zwei Ärzte miteinander sprechen hörte, blieb sie stehen und blickte nach oben. Die beiden überquerten eilig eine der Fußgängerbrücken, die in vier Lagen den Gebäudekern mit den angrenzenden Flügeln verband. Plötzlich schien alle Kraft aus ihr zu weichen. Nele atmete mehrmals kräftig aus, um das Gefühl von Schwäche abzuschütteln. Seit der Nacht damals hatte sie kein Krankenhaus mehr betreten. Privat hatte es dafür keinen Anlass mehr gegeben, und im Dienst hatte sie immer jemanden gefunden, der es ihr abgenommen hatte. Nur heute nicht. Und das nur wegen des Jungen.

Sie starrte auf den geschmackvoll gefliesten Steinfußboden und sah plötzlich Julia Siems vor sich, wie sie in der Blutlache auf dem Küchenboden gelegen hatte.

»Ist was mit dir?« Der Junge schaute sie an.

»Nein.« Sie riss sich aus der Erstarrung, steuerte mit entschiedenem Schritt das Schild mit der Aufschrift *Intensivstation* an und drückte die Klingel über dem Ziffernfeld, auf dem die Angestellten den Nummern-Code der Station eingeben konnten. Als eine Stimme sich meldete, nannte sie ihren Namen und sagte, dass sie zu Julia Siems wolle.

Eine Intensivpflegerin, die sich als Schwester Agnes vorstellte, öffnete ihr. »Sie haben ein Kind dabei?«

»Tom. Julia Siems ist seine Mutter. Er möchte zu ihr.«

Schwester Agnes blickte Tom freundlich an. Sie war etwa zwanzig. Unter der grünen Haube lugte ihr kurzes, blond gefärbtes Haar hervor. »Wie alt bist du, Tom?«

»Neun.«

Die Schwester beugte sich zu ihm herunter und machte ein trauriges Gesicht. »Das tut mir leid. Aber dann kannst du sie leider nicht besuchen.«

»Ich muss aber zu ihr!«

Schwester Agnes stand wieder auf. »Wussten Sie das denn nicht? Für Kinder unter zwölf Jahren besteht ein Besuchsverbot auf der Intensivstation.«

»Nein, das wusste ich nicht«, antwortete Nele, »und ich verstehe auch nicht, warum das so ist.«

»Die Erfahrung hat gezeigt, dass Kinder ein bestimmtes Alter brauchen, um die Eindrücke, die sie auf einer Intensivstation sammeln, verarbeiten zu können.«

»Eindrücke«, wiederholte Nele.

»Die Schläuche und Maschinen, der Zustand, in dem sich unsere Patienten befinden. Das überfordert Kinder.«

»Das mag ja in vielen Fällen so sein. Aber ich glaube, dieser Fall hier liegt ein wenig anders.«

»Es tut mir leid.«

»Wissen Sie, was den Jungen hier wirklich überfordert? Dass er seine Mutter bewusstlos und blutend in der Küche gefunden hat und eine Höllenangst hat, dass sie tot ist. Dass er weder mir noch Ihnen glaubt, dass sie noch lebt, weil er es einfach sehen muss.«

Schwester Agnes zögerte.

»Ich würde gerne mit der Ärztin sprechen.«

Die Pflegerin schaute zu Tom, der ins Leere starrte. Sie öffnete die Tür und führte Nele und den Jungen durch einen kleinen Vorraum mit zwei Plastikcontainern für gebrauchte Arbeitskleidung in die Intensivschleuse. »Warten Sie bitte hier. Doktor Sahin kommt gleich zu Ihnen.«

»Danke.«

»Ich kann aber nichts versprechen.« Schwester Agnes ging. Sie schloss leise die Tür hinter sich.

Nele legte ihre Uniformjacke ab, nahm einen grünen Kittel aus dem Regal, schlüpfte hinein, tauschte ihre Uniformmütze gegen eine Stoffhaube und zog die blauen Plastiksäckchen über ihre Schuhe, die in einer Pappschachtel bereitlagen. Dann half sie Tom in den Kittel und krepelte die viel zu langen Ärmel hoch. »Warte hier auf mich. Ich guck mal nach der Ärztin.« Sie sah Tom ernst an. »Geh auf keinen Fall raus. Weder durch die eine noch durch die andere Tür.«

Tom nickte.

Als sie den Überwachungsraum betrat, ging ihr durch den Kopf, dass sie sich ebenso in der Verkehrsleitzentrale befinden könnte. Hier war zwar alles kleiner, und die Bilder auf den

Monitoren waren andere. Doch die von der Überwachungstechnik ausgehende Atmosphäre war die Gleiche.

Angrenzend an den Vorraum gab es eine Teeküche und ein Besprechungszimmer, aus dem Stimmen herüberdrangen. Die Patientenzimmer befanden sich jenseits des Monitortisches. Große Glastüren ermöglichten dem Personal einen ständigen Blickkontakt mit ihnen. In einem Zimmer entdeckte Nele einen Mann, der sich über eines der Betten beugte. Sie ging zu der Tür, öffnete sie leise und trat ein. Jetzt sah sie, dass der Mann die Hand der Patientin hielt und dass die Frau im dem Bett Julia Siems war. Sie räusperte sich. Der Mann fuhr herum. Ein blasses, schmales Gesicht mit verstört wirkendem Blick hinter dicken Brillengläsern.

»Entschuldigung, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Kein Problem. Das haben Sie nicht.«

»Wie geht es ihr?«

Ein Zögern.

»Polizeimeisterin Hagen vom PK 11. Ich habe Frau Siems in ihrer Wohnung aufgefunden. Ich bin mit ihrem Sohn hier.«

»Tut mir leid, aber ich bin nicht befugt, Ihnen Auskunft zu geben.«

Sie dachte, dass ›Tut mir leid‹ offenbar der Leitsatz des AK Barmbek war.

Der Mann ging hastig zur Tür.

»Und an wen wende ich mich?«

»Ich muss jetzt wirklich.«

Sie blickte ihm irritiert nach. Ihr fiel auf, dass er sich ihr gar nicht vorgestellt hatte. Und er war auch nicht auf dem Weg ins Besprechungszimmer, um seine Kollegen von ihrem Erscheinen zu unterrichten. Außerdem trug er kein hellgrünes Hemd wie die Krankenschwester, sondern ein weißes. Er ging auf eine breite Doppeltür zu, die sich öffnete, als er den Schalter an der Wand betätigte. Die Bettenschleuse. Nele folgte ihm.

»Frau Hagen?«

Sie blieb stehen und wandte sich nach der resolut klingenden Frauenstimme um.

»Warum haben Sie nicht auf mich gewartet?«
Die Tür schloss sich. Der Mann war weg.
»Dieser Mann da eben – wer war das?«
»Welcher Mann?«
»So ein hagerer mit kurzen Haaren. Gehört der zu Ihrem Team?«
»Nein. Wir arbeiten heute in einer reinen Frauenbesetzung.«
Nele durchschritt eilig die Bettenschleuse und betrat die Halle. Ihr Blick blieb an einem Mann in weißer Krankenhauskleidung hängen, der sich durch eine Besuchergruppe drängte. Die gleichen dunklen Haare mit grauen Einsprengseln.
»Warten Sie!« Alle drehten sich nach ihr um, nur der Mann in dem Kittel nicht. Der setzte seinen Weg unbeirrt fort. Sie lief los. Die Leute wichen hastig zur Seite, um ihr Platz zu machen. Als sie dicht hinter ihm war, wiederholte sie ihre Aufforderung.
Der Mann blieb stehen und drehte sich um. »Meinen Sie mich?«
Fehlgriff. Braungebrannte Haut und ein dichter Vollbart.
»Entschuldigen Sie, ich habe Sie verwechselt.« Ärgerlich, dass sie den Mann aus Julia Siems' Zimmer verloren hatte, ging sie zurück zur Intensivstation.
Dort wurde sie bereits von der Frau mit der resoluten Stimme erwartet. »Was soll das Theater? Wollen Sie nun mit dem Kind zu Frau Siems oder nicht?«
»Dieser Mann eben – wenn er nicht auf der Station arbeitet, was hat er dann hier gemacht?«
»Das weiß ich nicht. Warum ist das wichtig?«
»Erst dachte ich, dass er hier arbeitet. Aber dann habe ich gesehen, wie er ihre Hand gehalten hat«, überlegte Nele laut.
»Hat Frau Siems Besuch gehabt?«
»Kommen Sie. Ich bin übrigens Doktor Sahin.«
Nele gab der Ärztin die Hand. Sie war Ende vierzig, hatte tiefschwarzes Haar und trug eine Brille. Sie sah erschöpft aus, doch ihre Stimme klang fest und entschlossen. Sie führte Nele zurück in den Überwachungsraum.

»Agnes?«
»Ja?« Die Krankenschwester, die Tom und Nele hereingelassen hatte, kam zu ihnen.
»Hatte Frau Siems heute Besuch?«, fragte die Ärztin.
»Nur die Polizistin.«
»Und einer der anderen Patienten?«, hakte Nele nach.
Schwester Agnes blickte die Ärztin fragend an und antwortete erst, als sie ein zustimmendes Nicken von ihr bekam.
»Nicht in der letzten halben Stunde.«
»Hat sich jemand nach ihr erkundigt?«
»Nein.«
»Aber Sie haben gesehen, wie dieser Mann hereingekommen ist.«
»Nein. Wahrscheinlich ist er durch die Bettenschleuse gekommen.«
»Wozu die Tür mit dem Nummern-Code, wenn hier jeder durch die Bettenschleuse reinspazieren kann? Das ist doch bescheuert!«, entfuhr es Nele.
»Hören Sie, das hier ist ein Krankenhaus, kein Hochsicherheitstrakt!«, mischte sich Doktor Sahin ein.
Ein betretenes Schweigen entstand.
»Hast du Zeit, den Jungen auf seine Mutter vorzubereiten?«, fragte Doktor Sahin die Krankenschwester.
»Ja.«
»Danke.«
Während Schwester Agnes zu Tom in die Intensivschleuse ging, blieb Nele mit der Ärztin im Überwachungsraum. »Wie geht es Julia Siems?«
»Sie hat ein Schädel-Hirn-Trauma. Wir haben sie in ein künstliches Koma versetzt, um sie zu stabilisieren.«
»Wacht sie wieder auf?«
Doktor Sahin sah sie an. »Das ist zumindest nicht ausgeschlossen.«
Es waren nicht die Worte, sondern es war der ernste Ton der Ärztin, der Nele auf den Magen schlug. Obwohl sie sich lieber hingewandt hätte, blieb sie stehen. Sie dachte, dass sie

sich als Polizistin von Nachrichten dieser Art nicht den Boden unter den Füßen wegziehen lassen dürfe.

»Frau Siems geht es leider nicht so gut, wie wir uns das gewünscht hätten«, sagte Doktor Sahin. »Sie bringen ihren Sohn zu einer Pflegefamilie?«

»Ja. Es gibt keine weiteren Verwandten in Deutschland. Die Großeltern leben in Italien. Wir bemühen uns, sie zu erreichen.« Das Sprechen half Nele, ihre Fassung zurückzugewinnen. Jetzt konnte sie die Sicherheit, die die Uniform ihr verlieh, wieder spüren.

»Siems – das klingt nicht sehr italienisch.«

»Ihre Mutter hat einen Deutschen geheiratet. Julia Siems selbst ist in Hamburg aufgewachsen. Die Eltern sind wohl nach Italien zurückgegangen.« Sie sah zu dem Patientenzimmer herüber. »Darf ich zu ihr?«

»Ja.«

Als sie das Zimmer betraten, störte nur das regelmäßige Zischen des Beatmungsgerätes die bedrückende Stille. Das Leben von Julia Siems hing von einem elektrischen Blasebalg ab, der Luft in ihre Lungen pumpte. Ob sie etwas von dem fühlte, was mit ihr vorging? Nele betrachtete die schlaffen Finger und den blässlichen Handrücken, in dem eine Kanüle steckte, und spürte den Impuls, die Hand zu nehmen, um die Frau zu trösten.

Die Tür wurde geöffnet. Schwester Agnes kam mit Tom an der Hand hinein. Er verschwand förmlich in dem Kittel. Hinter dem Mundschutz aus hellgrünem Vlies war kaum etwas von seinem Gesicht zu sehen. Doktor Jasamin Sahin ging zu ihm, beugte sich zu ihm hinunter und sagte ihm, dass er leise sein müsse, weil seine Mutter schlafe. Dann zeigte sie auf die Geräte und erklärte ihre Funktion. Tom nickte. Seine Haube rutschte ihm ins Gesicht. Die Ärztin richtete sie wieder und fuhr mit ihren Erläuterungen fort. Nach einer Weile nahm sie Tom an die Hand und verließ das Zimmer mit ihm. Sie kündigte an, dass sie sich noch etwas mit ihm unterhalten würde, und bat Nele, so lange in der Teeküche zu warten.

Als die Ärztin mit ihm zurückkam, sah der Junge blass aus. Mit der Bitte, sie anzurufen, wenn sich der Zustand von Julia Siems ändern sollte, überreichte Nele Doktor Sahin eine Visitenkarte. Sie sagte ihr, sie werde Tom zu seiner Pflegefamilie bringen und dort die Nummer der Station hinterlegen.

4.

»Hast du schon mal einen Toten gesehen?«, fragte Tom.

Sie hielt an einer Ampel, die auf Rot schaltete, und drehte sich zu dem Jungen um, der auf der Rückbank des Streifenwagens saß und die ganze Zeit kein Wort geredet hatte. »Ja. Wenn man bei der Polizei ist, passiert das manchmal.«

»Ist das nicht gruselig?«

»Das kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Auf die Situation. Als meine Oma gestorben ist, das war eigentlich nicht gruselig.«

»Wann war das?«

»Da bin ich noch zur Schule gegangen.«

»Also warst du noch ein Kind.«

»Nein, eine Jugendliche. Ich war fast fertig mit der Schule.«
Die Ampel schaltete wieder auf Grün. Sie fuhr an.

»War deine Oma krank?«

»Ja.«

»Dann war sie im Krankenhaus?«

»Nein. Sie ist zu Hause in ihrem Bett gestorben.«

»Warum haben die Ärzte sie nicht gesund gemacht?«

»Dafür war sie zu krank.«

Tom sagte eine Weile nichts. Das Gesicht der Stadt änderte sich. Die Wohnviertel wichen den hafennahen Industriebrachen. Breite Straßen, die über lange Strecken von unzähligen abgestellten Lkws gesäumt waren. Dahinter von hohen Eisenzäunen geschützte Speditionen, schlecht befestigte Fußgängerwege und in regelmäßigen Abständen Bushaltestellen, an denen sie noch niemals jemanden hatte warten sehen.

»Meine Mama ist auch sehr krank. Vielleicht stirbt sie.«

»Hat das die Ärztin gesagt?«

»Ja.«

Nele schwieg. Die Stille legte sich ihr aufs Gemüt.

»Aber das glaube ich nicht.«

Sie sagte nichts.

»Die Ärztin kennt Mama gar nicht. Sie hatte mal einen Auto-unfall, und das war viel schlimmer. Da wäre sie fast gestorben. Das hat sie mir erzählt. Jetzt hat sie nur ein Loch im Kopf.«

»Und das ist nicht so gefährlich?«

»Ich hatte auch schon einmal ein Loch im Kopf. Das musste nur genäht werden.«

»Was genau hat die Ärztin zu dir gesagt?«

»Sie hat gesagt, dass die Patienten auf der Intensivstation sehr krank sind und manchmal sterben.«

»Und über deine Mutter?«

»Was ich eben gesagt habe.« Tom beugte sich nach vorn zwischen die Sitze und sah sie an. »Meinst du, sie hat gar nicht meine Mutter gemeint?«

»Das weiß ich nicht.«

Sie ließen Billbrook hinter sich und erreichten das Marschland zwischen Dove-Elbe und Süder-Elbe. Die Bewölkung hatte sich gelockert und das Licht der Sonne ließ das satte Grün der Wiesen aufleuchten. An der schmalen Straße gab es nur wenige einzeln stehende Häuser. Nele Hagen verlor das Gefühl, sich überhaupt noch in Hamburg zu befinden.

Gegenüber des Schuppens der Freiwilligen Feuerwehr hatte Familie Renken ihr Zuhause. Auf dem Rasen lag ein großer Hund vor einem Kaninchenstall. In einem kleinen Gehege pickte eine Handvoll Hühner nach Körnern. Sie lächelte. Das war ziemlich viel Idylle auf einmal für einen Hamburger Jungen. Nele erinnerte sich daran, dass sie als Kind immer davon geträumt hatte, auf einem Bauernhof zu leben.

»Wir sind da.« Sie half Tom aus dem Wagen. Als sie das hüfthohe Gartentor öffnete, blickte der Hund nur müde auf.

»Kann man den streicheln?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht wartest du lieber.« Sie ging auf dem schmalen, moosdurchsetzten Plattenweg zur Tür und klingelte. Ein etwa fünfzigjähriger Mann öffnete ihr. Er war groß, durchtrainiert und trug ein Nasenpiercing. Obwohl sie nicht auf Piercings stand, fand sie ihn auf Anhieb sympathisch.

»Ulf Renken.«

»Nele Hagen, wir haben vorhin telefoniert.«

Renken gab ihr die Hand. Er hatte einen festen Händedruck, der sie an ihren Handballtrainer aus der Schulzeit erinnerte.

Tom blickte auf. »Kann man den streicheln?«

»Ja. Er heißt Bobby.« Ulf Renken ging zu Tom, der sich zu dem Hund ins Gras gesetzt hatte und ihm vorsichtig mit der Hand über den Rücken strich. »Ich bin Ulf.« Der Mann hockte sich zu Tom und kraulte dem trägen Tier den Kopf.

»Was ist das für ein Hund?«

»Ein Mischling.«

»Passt er aufs Haus auf?«

»Na ja, nicht so richtig. Er ist schon alt.«

Tom wurde etwas mutiger und kraulte dem Hund nun auch den Kopf. Das Tier schloss seine Augen und genoss die Zuwendung.

»Willst du noch etwas bei Bobby bleiben?«

»Ja.«

Ulf Renken bot Nele einen Kaffee an, den sie ablehnte. Dann sagte er Tom, dass er wieder ins Haus gehen würde und die Tür offen stehe. Er sei gerade beim Kochen und würde in der Küche auf ihn warten.

Als Nele wieder mit Tom allein war, wusste sie nicht recht, wie sie sich von ihm verabschieden sollte. Sie hockte sich zu ihm. »Ich muss jetzt fahren. Ich hab noch Dienst.«

Tom streichelte weiter den Hund. Er schien sie gar nicht gehört zu haben. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte »Tschüss«. Dann stand sie auf und ging zum Wagen. Als sie die Tür öffnete, schaute Tom sie an. Etwas in seinem Blick ließ sie zögern. »Alles in Ordnung?«

Als er nichts sagte, ging sie zurück zu ihm. »Was ist los?«

Sie wartete vergeblich auf eine Antwort. Aber gerade als sie wieder zurück zum Wagen wollte, begann Tom zu reden.

»Ich wollte Mama noch etwas sagen. Aber das konnte ich nicht, weil sie geschlafen hat.« Beim Reden schaute er nicht sie, sondern den Hund an.

»Was wolltest du ihr erzählen?«

»Das kann ich nur ihr sagen.«

»Um was geht es denn?«

Schweigen.

»Du kannst mir alles erzählen. Wirklich.« Sie lächelte ihn an. Er sah sie an und schüttelte den Kopf.